

Der barmherzige Samariter: Lk. 10, 25-37

Predigttext:

25 Da stand ein Gesetzeslehrer auf und sagte, um ihn auf die Probe zu stellen: Meister, was muss ich tun, damit ich ewiges Leben erbe? 26 Er sagte zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du da? 27 Der antwortete: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit all deiner Kraft und mit deinem ganzen Verstand, und deinen Nächsten wie dich selbst. 28 Er sagte zu ihm: Recht hast du; tu das, und du wirst leben. 29 Der aber wollte sich rechtfertigen und sagte zu Jesus: Und wer ist mein Nächster?

30 Jesus gab ihm zur Antwort: Ein Mensch ging von Jerusalem nach Jericho hinab und fiel unter die Räuber. Die zogen ihn aus, schlugen ihn nieder, machten sich davon und liessen ihn halb tot liegen. 31 Zufällig kam ein Priester denselben Weg herab, sah ihn und ging vorüber. 32 Auch ein Levit, der an den Ort kam, sah ihn und ging vorüber. 33 Ein Samaritaner aber, der unterwegs war, kam vorbei, sah ihn und fühlte Mitleid. 34 Und er ging zu ihm hin, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm. Dann hob er ihn auf sein Reittier und brachte ihn in ein Wirtshaus und sorgte für ihn. 35 Am andern Morgen zog er zwei Denare hervor und gab sie dem Wirt und sagte: Sorge für ihn! Und was du darüber hinaus aufwendest, werde ich dir erstatten, wenn ich wieder vorbeikomme.

36 Wer von diesen dreien, meinst du, ist dem, der unter die Räuber fiel, der Nächste geworden? 37 Der sagte: Derjenige, der ihm Barmherzigkeit erwiesen hat. Da sagte Jesus zu ihm: Geh auch du und handle ebenso.

Predigt

Die Parabel oder Beispielerzählung vom barmherzigen Samariter, liebe Gemeinde, ist wohl eine der bekanntesten Geschichten der Bibel überhaupt. Ich erinnere mich gut an das Bilderbuch von Kees de Kort, das ich als Kind immer wieder durchblätterte, später wurde mir die Geschichte in der Sonntagsschule erzählt, und an der Oberstufe mussten wir sie einmal im Religionsunterricht nachspielen. Auch das blieb in meiner Erinnerung haften, denn das Spiel endete im Tumult und in der Verzweiflung des (von mir übrigens sehr verehrten) Pfarrers.

Jetzt, selbst im Pfarramt, habe ich die Geschichte im Unterricht auch schon mehrmals thematisiert. So machten zum Beispiel die Kinder in der «Kirche für Junge zum Mitmachen» aus ihr eine moderne Fotostory, und im letzten Herbst setzten sich die Konfirmandinnen und Konfirmanden im Konflager ebenfalls mit dem barmherzigen Samariter auseinander – vielleicht erinnern Sie sich an den Gottesdienst.

[Übrigens hat mir grad beim Eingang unser ehemaliger Sonntagsschullehrer Rolf Renz gesagt, er habe gedacht, er müsse heute gar nicht kommen, er hätte diese Geschichte ja genug häufig erzählt.]

Nun, anlässlich unserer Predigtreihe zu den Gleichnissen, stelle ich fest, dass ich ausgerechnet zu dieser bekannten Geschichte noch nie gepredigt habe. Ist sie mir zu selbstverständlich geworden in all den Jahren, zu anspruchslos vielleicht?

Doch genau das ist die Geschichte nicht, im Gegenteil. Der Disput zwischen Jesus und dem Gesetzeslehrer, der die Geschichte einrahmt, ist nämlich ziemlich vertrackt. Im Unterricht mit den Jugendlichen vermied ich es deshalb jeweils, gross auf diesen Wortwechsel zwischen Jesus und seinem Gesprächspartner einzugehen. Die von Jesus erzählte Geschichte spricht ja für sich, und auch das Bilderbuch von Kees de Kort zeigt am Schluss das Bild des Wirtshaus und nicht Jesus, der mit dem Gesetzeslehrer diskutiert.

Doch sehen wir uns jetzt eben diesen Rahmen der Geschichte einmal näher an: Der Gesetzeslehrer will Jesus auf die Probe stellen und fragt ihn, was er tun muss, um ewiges Leben zu erlangen. Doch er weiss als Gesetzeslehrer die Antwort sehr genau: Gott lieben von ganzem Herzen und den Nächsten wie sich selbst. Jesus gibt ihm Recht und folgert: Tu das, und du wirst leben. Doch der Gesetzeslehrer fragt nun spitzfindig zurück: Und wer ist denn mein Nächster?

Statt theoretisch darüber zu reflektieren, wer der oder die Nächste ist, erzählt Jesus dann die Geschichte. Ein Mensch geht von Jerusalem nach Jericho hinab und fällt unter die Räuber. Ein Priester und ein Tempeldiener gehen achtlos vorüber, ein Samaritaner jedoch, einer also, der nicht als rechtgläubig gilt, nimmt sich des Verletzten an.

«Wer ist mein Nächster?» hatte der Gesetzeslehrer gefragt. Zu erwarten wäre nach der von Jesus erzählten Geschichte eigentlich die Antwort: Derjenige, der mir an meinem Weg begegnet und meine Hilfe nötig hat – das ist mein Nächster.

Doch erstaunlicher Weise legt Jesus die Geschichte nun ganz anders aus und fragt zurück: «Wer von diesen dreien, meinst du, ist dem, der unter die Räuber fiel, der Nächste geworden?»

Die Frage von Jesus dreht den Blickwinkel um. Es geht nicht darum, herauszufinden, wer mein Nächster ist, um dann auf diesen zuzugehen. Es geht vielmehr darum, sich selbst als Nächster oder Nächste zu erweisen. «Wer von diesen dreien, meinst du, ist dem, der unter die Räuber fiel, der Nächste geworden?»

Wer mein Nächster, meine Nächste ist, kann nicht von aussen bestimmt werden, sondern das Nahe-Sein ereignet sich – in dem Moment, wo ich mich zuwende, wo ich tätig werde.

Jesus kehrt also den Blickwinkel um vom bedürftigen Menschen zum handelnden. Ich soll mir nicht aufgrund bestimmter Bedingungen Menschen aussuchen, die meiner Hilfe bedürfen. Sondern ich soll ganz einfach auf den anderen Menschen zugehen und ihm so zur Nächsten werden. Wenn ich dazu bereit bin, anderen zur Nächsten zu werden, werde ich den, der mich braucht, überall finden.

Neben dieser überraschenden Wende gibt es da allerdings noch die andere Pointe, die seit jeher an der Geschichte faszinierte und die sie wohl auch so berühmt machte. Dass nämlich weder der Priester noch der Levit dem Bedürftigen Hilfe leisten, sondern ausgerechnet der vom jüdischen Gesetzeslehrer verachtete, weil aus seiner Sicht unreine oder heidnische Samaritaner. Er ist es, der sich barmherzig erweist, und dies sogar über das zu erwartende Mass hinaus. Er hilft dem Verletzten, bringt ihn in ein Wirtshaus und bezahlt auch noch den Wirt, damit dieser für ihn schaut, bis er selbst wieder zurückkehrt und sich um ihn kümmern kann. In der Geschichte heisst es, dass der Samaritaner Mitleid fühlte. Das griechische Verb Mitleid fühlen oder sich erbarmen "splanchnizomai" kommt im Lukasevangelium neben unserer Stelle nur gerade noch zwei andere Male vor: Einmal, als Jesus Mitleid fühlt mit einer Witwe, deren einziger Sohn gestorben ist. Das andere Mal in der Beispielerzählung vom verlorenen Sohn. Der Vater sieht den heimkehrenden Sohn aus der Ferne, fühlt Mitleid und eilt ihm entgegen, um ihm um den Hals zu fallen.

Wenn wir die beiden Beispielerzählungen oder Gleichnisse, dasjenige vom verlorenen Sohn und dasjenige vom barmherzigen Samariter, nebeneinander stellen, sind sie sich sehr ähnlich: In beiden übt eine Person Barmherzigkeit im Übermass. Und doch gibt es einen frappanten Unterschied: Der Samariter in unserer Geschichte ist zwar der barmherzig Handelnde, aber er ist zugleich auch der Verlorene ähnlich wie der verlorene Sohn. Denn die Samaritaner galten den jüdischen Volksgenossen Jesu als unrein: Sie hätten sich mit heidnischen Völkern vermischt und seien deshalb unrein und verloren, hiess es. Man wollte nichts mit ihnen zu tun haben.

In der Geschichte des barmherzigen Samaritaners ist es also gerade der Verachtete, der Verlorene, der Erbarmen zeigt, der tätig wird und hilft.

Und vielleicht ist diese Geschichte ja ebenso eine Geschichte über Gott wie diejenige vom verlorenen Sohn, wo der barmherzige Vater ja schnell mit Gott verglichen wird. Wir stehen am Anfang der Passionszeit, in der wir über Leiden, Tod und Auferstehung Jesu nachdenken. Das Kreuzesgeschehen zeigt uns den verachteten und verspotteten Christus, und in diesem verachteten Gekreuzigten wendet Gott sich uns zu. Am Kreuz erweist Gott sich uns in unserem Tod als der Nächste. Und weil Gott im Tod uns zum Nächsten wird, verliert der Tod seinen Stachel.

Es ist im Lukasevangelium, in dem Jesus zu dem einen Mitgekreuzigten sagt: «Heute noch wirst Du mit mir im Paradies sein.»

Ich kehre vom barmherzigen Christus noch einmal zum barmherzigen Samariter zurück.

Ich hatte eingangs zum Gottesdienst behauptet, die Geschichte hätte auch etwas mit dem Thema der diesjährigen Brot-für-alle-Kampagne zu tun. «Mehr Gleichberechtigung heisst weniger Hunger.»

«Wer von diesen dreien, meinst du, ist dem, der unter die Räuber fiel, der Nächste geworden?» sagt Jesus und dreht – wie wir gesehen haben – den Blickwinkel um. «Derjenige, der ihm Barmherzigkeit erwiesen hat», antwortet der Gesetzeslehrer und muss damit indirekt zugeben, dass es der verachtete Samaritaner war, der tat, was das Gesetz verlangt, und gerade nicht der Priester oder der Levit. «Geh auch du und handle ebenso» sagt ihm Jesus als Letztes. Der Gesetzeslehrer soll sich also am von ihm verachteten Samaritaner orientieren.

Die Geschichte führt mir vor Augen, dass das Richtige, das zu tun ist, vielleicht gerade der tut, den ich für minderwertig halte, von dem ich es am wenigsten erwarten würde.

Entwicklungshilfe war lange Zeit von einem Gefälle geprägt. Sie war Hilfe für die, die sich selbst nicht zu helfen wussten – lange Zeit orientierte sie sich ausserdem an patriarchalen Strukturen und bezog sich in erster Linie auf Männer. Brot für alle hiess denn auch die ersten zwanzig Jahre lang Brot für Brüder. Die

Namensänderung erfolgte 1981.

In dieser Zeit, in den 70er bis 90er Jahren fand ein Umdenken statt: Aus der Entwicklungshilfe wurde die Entwicklungszusammenarbeit, die ein partnerschaftliches Verhältnis zwischen Gebern und Empfängern voraussetzt. Dem Gegenüber wird etwas zugetraut, Projekte werden mit ihm statt für ihn entwickelt. Im gleichen Zug etablierte sich auch der Einbezug von Frauen in die Projektarbeit.

1975, im Internationalen Jahr der Frau, fand in Mexiko-Stadt erstmals eine Weltfrauenkonferenz der Vereinten Nationen statt. Delegierte aus 133 Ländern diskutierten über Gleichberechtigung, Entwicklung und Frieden. Als Folge der Konferenz wurde 1976 die UNIFEM (heute UN Women) gegründet mit dem Ziel, die Situation und den Lebensstandard von Frauen in Entwicklungsländern über konkrete Investitionen und über den Gesetzesweg zu verbessern.

20 Jahre später, 1995, fand in Peking die vierte und bisher letzte UN-Weltfrauenkonferenz statt, und parallel dazu ein Forum von Nichtregierungsorganisationen. Die UN-Konferenz stand unter dem Leitwort «Handeln für Gleichberechtigung, Entwicklung und Frieden». Ihr Resultat war eine sogenannte Aktionsplattform, die von 189 Staaten verabschiedet wurde.

In dieser Aktionsplattform wurde anerkannt, dass die vielfältigen Potenziale, die Frauen für die gesellschaftliche Entwicklung haben, nicht zum Tragen kommen, weil Frauen vielerorts durch Gesetze, Traditionen und eingeschränkte Mitspracherechte daran gehindert werden, ihre Fähigkeiten voll zu nutzen. Auf dem Papier verpflichteten sich die Staaten 1995 in Peking, die Rechte der Frauen zu schützen und ihre Gleichstellung in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft zu fördern.

Es heisst da zum Beispiel: «Die Machtgleichstellung der Frau und die Gleichberechtigung von Frauen und Männern sind Grundvoraussetzungen für die Herbeiführung politischer, sozialer, wirtschaftlicher, kultureller und ökologischer Sicherheit unter allen Völkern.»

Allerdings: Was auf dem Papier – notabene sogar vom Papst – unterschrieben wurde, hatte kaum Folgen. Ob ökonomische und politische Teilhabe, ob Zugang zu Bildung und Gesundheit, ob Bekämpfung von Armut oder Schutz vor Gewalt – in zu vielen der unterzeichnenden Ländern blieb die Pekinger Aktionsplattform ein wenig beachtetes Instrument, um Frauenrechte einzufordern und voranzutreiben.

Umso wichtiger ist bis heute das Engagement von Nichtregierungsorganisationen wie zum Beispiel Brot für alle oder HEKS, die Frauen in ihren Rechten aktiv unterstützen.

Wenn Frauen Zugang zur Bildung und zum Arbeitsmarkt erhalten, wenn sie als selbständige Unternehmerinnen unterstützt werden, können sie ein eigenes Einkommen erwirtschaften. Untersuchungen zeigen ausserdem, dass Frauen das Haushaltseinkommen, über das sie mitentscheiden können, eher für die Bedürfnisse der Kinder ausgeben, ihre Gesundheit und Bildung, und dass sie so einen weiteren wichtigen Entwicklungsbeitrag leisten.

Die Agenda von Brot für alle, die wir Ihnen nach Hause geschickt haben, stellt jeweils am Samstag eines von sechs Projekten vor, die von Frauen entwickelt wurden. Am Montag davor findet sich in der Agenda je ein Porträt einer Frau, die im Projekt mitarbeitet.

Morgen zum Beispiel ist es die 52-jährige Rocio Bedoya aus Kolumbien. Sie schreibt:

«Eines Tages wollte ich das Elend von uns vielen Vertriebenen nicht mehr hinnehmen. Wir sind der Spielball von denen, die um Boden und Geld kämpfen, forciert von nationalen und internationalen Wirtschaftsinteressen. Die Vertreibungen richten sich gezielt gegen Kleinbauernfamilien und ländliche Gemeinden. Durch Mord, Vergewaltigungen, Folter und Zwangsrekrutierungen werden wir gezwungen, unsere Heime fluchtartig zu verlassen.

Ich habe meinen Sohn verloren, weil er sich rekrutieren liess; er wurde verschleppt und ermordet. Mein grosses Glück ist meine Tochter Elena. Ich konnte ihr trotz allen Schwierigkeiten ein Studium ermöglichen. In Turbo habe ich mich mit anderen Frauen zusammengetan und daraus erwuchs ASOMUPAZ. Für mich ist die Organisation wie eine Familie. Wir fördern Frauen als Unternehmerinnen und Produzentinnen, so dass sie für das Nötigste im Alltag selbst sorgen können. Das selbstbestimmte Leben ist für uns der Weg zum Aufbau des Friedens.»

Soweit Rocio Bedoya.

Heute betreibt die Organisation ASOMUPAZ mit der Unterstützung von HEKS verschiedene Unternehmen und Projekte: Dazu gehören Comedores (Essstände), in denen günstige, ausgewogene Mahlzeiten angeboten werden, Ausbildungen und Kurse, Kleinkredite für die Sanierung der Häuser und Stipendien für die Ausbildung der Kinder und Jugendlichen.

ASOMUPAZ ist ein Beispiel, wie Frauen im entschlossenen Handeln einander bessere Lebensbedingungen ermöglichen. In solchem Handeln ereignet sich etwas von dem, was die Geschichte des barmherzigen Samariters bis heute so ergreifend macht: Menschen werden einander zu Nächsten – und Gottes Nähe, die

dem Tod den Stachel nimmt, wird spürbar mitten im Elend der Welt.

Sonntag, 26. Februar 2012

Esther Straub

(Gottesdienst zur Eröffnung der Bfa-Aktion)